Über die Liebe

VON CLAUDE ANET

Wenn in Gesellschaft von Liebe gesprochen wird, dann schweige man nur unbesorgt. Jene, die sich im großen Kreise ausgeben, erschöpfen sich zwecklos. Ist es doch nicht in der Öffentlichkeit, in der man zu erobern sucht! / Was man zu sagen hat, das hebe man sich für intimere Stunden auf. Dann, wenn man mit der Frau, der man gefallen möchte, allein ist, erst dann soll alle Zurückhaltung fallen! Überrascht von dieser Wandlung wird sie begreifen, daß nur sie deren Ursache ist und sie wird dafür dankbar sein. Dann erkläre man ihr, daß es Themen gibt, über die jede Unterhaltung zwischen mehr als zwei Personen nur aus leeren Worten besteht und daß es Dinge gibt, die zu zart sind, eine öffentliche Betrachtung zu ertragen... / Man falle ja nicht in den Fehler so vieler junger Leute, mit oberflächlichen Redensarten über die Liebe zu sprechen. Niemals braucht man davor zurückzuscheuen, ernst und eindringlich zu sein. Alle Frauen, auch die frivolsten, sind von nichts entzückter, als wenn man sie — und sei es auch nur für einen Augenblick — ernst nimmt.

☆

Die Romane leben von der Liebe. / Aber leider ereignet sich nur allzuoft die klägliche Umkehrung: man liebt nach Romanen! / Die Literatur impft uns ihre Schablonen ein, nötigt uns für bestimmte Situationen Empfindungen und Gedanken auf, die schon seit langem fix und fertig bereit liegen. Statt unbeeinflußt unserem Gefühl zu folgen, werden wir in ausgefahrene Geleise gezwungen. Für jedes Erlebnis kennen wir schon, bevor es noch an uns herantritt, genau jede Stimmung, die ihm zu entsprechen hat, und in unseligster Weise wecken die Erlebnisse als erstes immer jene überlieferten Gedanken. Ein betrogener Gatte kann nur lächerlich wirken — was ganz und gar falsch ist; und eine Frau, die sich zum erstenmal ihrem Geliebten gibt, schuldet es der literarischen Überlieferung weinend zu stammeln, daß sie verloren sei und das Los ihrer Kinder zu bejammern... / Viele Jahre brauchen wir, um uns von all dem loszumachen und uns selbst zu finden. Lange Zeit sind wir nichts anderes, als die Doppelgänger unserer Romanhelden, die durch uns handeln und sprechen. Wir unterscheiden gar nicht mehr, was an uns ihnen entlehnt ist und was uns selbst gehört. / Und von diesen Romanhelden kann man das Axiom aufstellen: Je mehr sie der Phantasie des Autors verdanken und je weniger sie dem wahren Leben entlehnt sind, desto größer wird der Eindruck sein, den sie machen.

☆

Autorisierte Übertragung von Georg Schwarz.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id36457270l-19291200/42 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG UNIVERSITÄT ERFURT